

Thomas Heimgartner

Koenigs Weg

Ein Korrektionsroman

pudelundpinscher

Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte,
die er für sein Leben hält.

Max Frisch: *Mein Name sei Gantenbein*

Im Übrigen ist die Korrekptionsanstalt nicht der Ort des
Schreckens, den du dir darunter vorstellst.

Frank Wedekind: *Frühlings Erwachen*

Korrektionsanstalt

Ich bin übermorgen wieder mal in
Deiner Stadt, falls Du Zeit hast. [s. Anlage

Der Satz ist problemlos zu verstehen. Karl stockt beim Lesen trotzdem. Primär aus sprachlichen Gründen. Er registriert, dass Mirela »deiner« und »du« zwanzig Jahre nach der Rechtschreibreform weiterhin großschreibt. Im Nebensatz erkennt er ein typisches Beispiel sprachlicher Verkürzung, die zu inhaltlicher Ungenauigkeit führt. »Falls du Zeit hast, können wir uns treffen«, meint Mirela. Und nicht, dass sie nur in »seine« Stadt kommt, falls er für sie Zeit hat. Den Satz so zu verstehen, wäre Ausdruck von Selbstüberschätzung und Pedanterie. Beides unsympathische Charakterzüge, wie Karl aus Erfahrung wissen sollte.

Dass er zuerst die sprachliche Beschaffenheit der simplen Textnachricht analysiert, ist bezeichnend. Man könnte es mit dem Umstand entschuldigen, dass er sich beruflich dem Korrigieren und Redigieren von Texten widmet. Allerdings ist es für ihn auch bequemer, die Oberfläche einer Nachricht zu studieren, als sich mit ihrem Inhalt auseinanderzusetzen. In diesem Fall mit der Frage, weshalb sich Mirela übermorgen mit ihm treffen will. Ihre letzte Begegnung liegt über ein Jahr zurück und hat nicht versöhnlich

geendet. Weder Mirela noch er ließen sich zu einer freundlichen Floskel hinreißen wie: »Lass uns das mal wieder machen.« Nicht einmal zu einem »auf Wiedersehen«. Es gab keine Abschiedsfloskel. Nur ein Auseinandergehen mit dem Gestus der Endgültigkeit.

Koenigs Korrektionsanstalt, wie er sein Geschäft nennt, ist im Erdgeschoss eines schmucklosen Fachwerkhauses am Rande der Altstadt untergebracht. Früher war in diesem Eckhaus ein Kiosk eingemietet, heute verbringt Karl hier seine Arbeitstage damit, Texte aller Art veröffentlichungsreif zu machen. Seinen Arbeitsplatz hat er so eingerichtet, dass er durch das Schiebefenster auf die Straße sieht, wenn er von der Arbeit aufblickt. Karl blickt selten, aber nicht ungerne auf, beobachtet das Leben draußen, auf der anderen Seite der Verkaufstheke, an der er seit seinem Einzug kaum etwas verändert hat. Wer von der Straße aus genauer durch das leicht getrübe Fenster sieht, liest die Aufschrift *TOTO LOTTO LOSE* und erkennt ein Losrad, das unverzagt großes Glück verspricht. Noch immer liegt ein Dutzend Zeitschriften auf, die der Vormieter nicht entsorgt hat. Dass die Cover-Geschichten nicht mehr aktuell sind, stört Karl nicht.

Es kommt vor, dass jemand ans Fenster klopft und sich erkundigt, was aus dem alten Kiosk geworden ist. Für sol-

che Nostalgiker hat Karl eine kleine Auswahl an Raucher- und Süßwaren vorrätig. Er kennt das: Manchmal fällt es schwer, mit Vergangenen abzuschließen und zu akzeptieren, dass etwas verschwunden ist. Und sei es nur ein Kiosk.

Als das Mobiltelefon Mirelas Nachricht anzeigt, ist Karl dabei, die Zeitschrift einer Apothekenkette zu redigieren. Die Texte haben solide Arbeit geleistet; abgesehen vom unvermeidbaren Management- und Medizinerjargon gibt es wenig zu bemängeln. Der Satzbau ist korrekt und variantenreich, die elementaren Regeln der Orthografie werden befolgt. Karl muss sich zum langsamen Korrekturlesen zwingen, um die wenigen falsch gesetzten Kommata, vertauschte Buchstaben oder unklare Bezüge zu erkennen und zu verbessern. Der Lesefluss ist der Feind des Korrektors. Wer sich mitreißen lässt, überliest die banalsten Fehler.

»Deine Stadt«, schreibt Mirela. Sie grenzt sich damit bewusst von ihm ab. Nicht nur durch die Großschreibung des vertraulichen Anredepronomens, auf die Karl auch in Briefen seit Jahren verzichtet. Fühlt er sich dieser harmlosen Stadt, in der er seit der Trennung von Mirela lebt, zugehörig? Hat er sich je mit einem Wohnort so verbunden gefühlt, dass er ihn als »seine« Stadt bezeichnet hätte? Was in Karls Pass als »Heimatort« verzeichnet ist, käme am ehesten dafür in Frage. Immerhin hat er dort gut 30 Jahre seines Lebens ver-

bracht. Er fände sich im Revier seiner Jugend noch immer blind zurecht. Aber seine amtlich festgeschriebene Heimat fühlt sich nicht an wie ein unverrückbarer Bezugspunkt seiner Biografie. Im Gegenteil. Seit er vor zwölf Jahren wegzog, hatte er nie das Bedürfnis, dorthin zurückzukehren. Er freundete sich mit Zürich an und lernte dort Mirela kennen. Nach ihrer Trennung kam ihm Zürich wieder fremd vor. Fremd nicht wie etwas Unbekanntes, sondern wie ein störendes Element. Ein Fremdkörper in der eigenen Biografie. Karl zog erneut weiter, an einen neuen Ort, in eine neue Wohnung, stellte Computer und Schreibtisch in ein neues Büro und hätte von sich behauptet, keine Entzugserscheinungen zu verspüren. Wenigstens keine wohnortsbedingten.

Karl wendet sich wieder den Apothekern zu. Bei der Formulierung »sämtliche diagnostische Untersuchungen« fragt er sich, ob es nicht »diagnostischen« heißen müsste. Er schlägt im *Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle* nach und belässt »diagnostische«. Wenn Karl bei einem sprachlichen Problem festhängt und seine Wörterbücher nicht weiterhelfen, durchstöbert er im Internet Textkorpora oder sucht Rat im Forum der Rechtschreibexperten. Unter dem Benutzernamen »Reusskarl« – diese Reminiszenz an längst vergangene Zeiten taucht in all seinen Social-Media-Accounts auf – beteiligt er sich bisweilen aktiv an der Klärung kniff-

liger Fälle. Kürzlich diskutierte er mit einer Fachkollegin, ob es korrekterweise heißt: »Er vermied es, den Text überzuinterpretieren«, oder ob »zu überinterpretieren« richtig wäre. Karls Sprachgefühl sagte »überzuinterpretieren«, aber er konnte dafür keine grammatikalische Erklärung liefern. Er tröstete sich damit, dass er das Verb kaum je benötigen würde. Obwohl ihm das Phänomen der Überinterpretation so vertraut war wie die Überreaktion.

Kein Korrektor ist perfekt. Und einigen Menschen bereitet es Genugtuung, wenn sie einem Berufsverbesserer Fehler nachweisen können. Bisher hat kein kritischer Kunde Karl darauf hingewiesen, dass sein Geschäft »Korrekturanstalt« heißen müsse. Er wäre auf diesen Fall vorbereitet und würde ihm antworten, dass die Verwendung des Wortes »Korrektion« im Sinne von Verbesserung aus der Mode gekommen sei, aber mit dem Zusatz »veraltet« noch immer im Duden stehe. Auch die »Korrektionsanstalt« finde man im Wörterbuch. Institutionen mit dieser Bezeichnung kam früher die Aufgabe zu, verwahrloste und delinquierende Personen zu bessern und zu erziehen. Seinen kleinen Vortrag würde Karl mit den Worten schließen: »Sehen Sie: Mir geht es bei meiner Arbeit nicht nur darum, Ihre Texte besser zu machen. Genauso wichtig ist es mir, selbst besser zu werden – und natürlich meine Kunden zu erziehen.« Die

letzten Worte würde Karl mit einem Augenzwinkern begleiten, um dem Zuhörer Ironie zu signalisieren. Es würde ihm nichts nützen: Der Eindruck der Besserwisseri ist nicht so leicht zu verwischen.

Ob Mirela, die er – falls er Zeit hat – übermorgen treffen kann, seine Besserungsversuche noch immer so kritisch beurteilt wie letztes Jahr? Es war in »ihrer« Stadt, und *er* hatte um das Wiedersehen gebeten, das mit denkwürdigen Worten Mirelas endete: »Auch wenn es für dein Korrekto-
renhirn schwer zu begreifen ist: Es gibt Dinge, die sind endgültig. Unsere Trennung beispielsweise. Oder deine Unterbindung.«

Wäre Mirela im Dezember 2015 dabei gewesen, als Dr. Klömmer ihn untersuchte, hätte sie diese letzte Bemerkung vielleicht nicht gemacht. Doch Karl war allein zu seinem Arzttermin gegangen.



»Haben Sie noch Fragen?«, will Dr. Klömmer wissen, als ich mir die Hose hochziehe. Um eine sinnvolle Frage formulieren zu können, hätte ich in den letzten Minuten richtig zuhören müssen – während Dr. Klömmer meine Samenleiter ertastete und die Hoden ultrabe-schallte. Doch da war ich derart darauf konzentriert, unangebrachte Regungen meines Gliedes zu verhindern, dass ich nur einen Bruch-

teil des Gesprochenen verarbeiten konnte. Der Schock, dass die mich behandelnde Person Dr. Klömmel eine Frau ist, sitzt tief. Ich hätte nach dem Vornamen fragen müssen, als mir die Praxisangestellte am Telefon die Wahl zwischen Dr. Klömmel und Dr. Wegmair ließ.

Der Urologin ist mein Unbehagen nicht verborgen geblieben. Sie hat während der ganzen Voruntersuchung viel und schnell gesprochen, ist bemüht gewesen, die für den Patienten peinliche Situation nicht noch mit Sprechpausen zu belasten. Auch jetzt wartet sie nicht lange ab, ob der Unterbindungskandidat etwas fragen würde, sondern sagt:

»Zum Glück fragen Sie nicht, wie man sich danach als Mann fühlt. Das könnte ich Ihnen beim besten Willen nicht beantworten.«

Wir lachen beide kurz auf und besprechen zügig das weitere Vorgehen. Selbst ohne Dr. Klömmel aufmerksam zugehört zu haben, weiß ich nach der Konsultation: Eine Vasektomie ist nicht unbedingt irreversibel. In vielen Fällen gelingt eine Refertilisierung. Über das Risiko einer vorübergehenden Blaufärbung des Hodensacks hat mich die Fachärztin auch aufgeklärt. Und eigentlich ist mir bewusst: Einen solchen Schnitt bespricht ein Mann vorher ausführlich mit seiner Partnerin.



Wenn Mirela wütend ist, hört sie nur, was ihr zum Erhalt oder zur Steigerung ihrer Wut dient. Der Hinweis, dass

seine Vasektomie womöglich rückgängig gemacht werden kann, hat Karl nicht geholfen. Nicht in dem Moment, als er Mirela über die Blaufärbung seines Hodensacks aufklärte, nicht bei ihrer letzten Begegnung. Er sollte das Thema übermorgen nicht ein weiteres Mal erwähnen. Auch wenn die Wahrscheinlichkeit, dass Mirela gerade nicht wütend ist, höher ist als auch schon. Karl greift zum Handy, liest Mirelas Nachricht erneut und tippt, ohne lange zu überlegen: »Gerne. Bin zeitlich flexibel.« Und immer noch infer-til, fügt er in Gedanken hinzu.

Lektorat: Jürg Scheuzger
Fotografien: Thomas Heimgartner
Layout, Satz, Korrektorat: pudelundpinscher
Schriften: Bembo Book, Gill Sans
Papiere: Normaset Puro, Novatech
Druck: Tipografia Stazione SA, Locarno
Einband: Legatoria Mosca SA, Taverner

© 2023 Maritz & Gross,
edition pudelundpinscher, Linescio
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-906061-33-7

Der Verlag pudelundpinscher wird vom Bundesamt für
Kultur mit einer Förderprämie für die Jahre 2021–2024
unterstützt.

Imprimé en Suisse
Printed in Switzerland